

Bücherschau

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 24

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zugeben. Auch als Romanschriftsteller ist Liliencron nicht zu den Großen zu zählen. Seine Romane „Breide Humelsbüttel“, „Der Mäcen“ und „Mit dem linken Ellenbogen“ lassen alle Kompositionsgabe und die Fähigkeit klarer, überzeugender, psychologischer Entwicklung vermissen. Sie sind nicht zu jener Reife und Abrundung gelangt, die das Merkmal fast eines jeden Gedichtes Liliencrons bildet. Schließlich ist noch ein Werk des Dichters zu erwähnen, das diesem von allen seinen Schöpfungen wohl am meisten ans Herz gewachsen war: das Epos „Poggfred“, das 1896 erschienen ist. Es ist das Werk, das trotz seiner scheinbaren Objektivität ganz von der Persönlichkeit des Dichters getragen ist und das neben seiner in sprachlicher Hinsicht geradezu hinreißenden Schönheit in gedanklicher Beziehung wohl das tiefste von allen seinen Werken ist.

Und Liliencrons Weltanschauung? Oder vielmehr Lebensanschauung? Wenn wir in des Dichters klare, frische Augen schauen, die kein Falsch und keine Unehrllichkeit kennen, wenn man die freie, feine Stirn,

den energischen, scharf geschwungenen Mund betrachtet, so weiß man, auch wenn man keine Zeile von Liliencron gelesen hätte, daß er ein froher, stolzer Lebensbejaher gewesen sein mußte. Das war er. Er nahm das Leben, wie es sich ihm bot, er tauchte in ihm unter, schwamm in ihm und drang immer wieder, wenn ihn auch die Wogen zu verschlingen drohten, zur Sonne empor. „Sei stolz! Sei frei!“ Und „Hurra das Leben!“ Das sind Liliencron'sche Worte.

Liliencron ist tot. Seltsam — auch der, der ihn nie sah, der ihn nur aus seinen Werken kennt, wird von dem Schmerz angewandelt, den der Tod eines lieben, treuen Freundes in uns weckt. Man denkt an jene Zeiten zurück, in denen man sein Antlitz zum erstenmale sah, wie er uns dann lieb und vertraut wurde und wie Freude uns umfing, so oft wir ihn sahen. Er war nicht einer von denen, die das Alter müde machte, er war jung geblieben, jung mit einem Herzen voller Pläne und Absichten. Aber der Tod ließ keine Frucht mehr reifen.

Bücherschau

Älteste deutsche Dichtungen, übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. (Insel-Verlag, Leipzig 1909.)

Diese Ausgabe und Übersetzung bringt von den ältesten deutschen Dichtungen nur die kleineren, deren Kraft und Tiefe, deren Klang und Anmut sich in uns lebendig wiederbilden. Der Otfried und der Heliand und noch einige geistliche Dichtungen sind ganz ausgeschieden, von anderen Gedichten nur ausgewählte Versreihen hereingenommen. Es ist mit dankbarer Freude zu begrüßen, daß in dieser Ausgabe Urtext und Übersetzung vollständig abgedruckt und deutlich vergleichbar einander gegenübergestellt sind. Den Texten, die Friedrich von der Leyen besorgte, liegen Müllen-

hoffs, Scherers und Steinmeyers Denkmäler oder Braunes althochdeutsches Lesebuch zugrunde. Man wird sich mit der Lösung des Münchener Forschers fast durchweg einverstanden erklären können. An die Art der Übersetzung des Stefan Georgianers Karl Wolfskehl muß man sich erst langsam gewöhnen. Sein Ziel ist, entsprechend der Forderung seines Meisters, die reine und genaue Wiedergabe der Bildung der Worte und des Rhythmus, des Reichtums und der Modulation des Klanges bis in alle Einzelheiten: hört man die übersetzten Verse nur mit dem äußeren Ohr, so ist man überrascht von der Kraft, deren die deutsche Sprache fähig ist. Vergleicht man aber genauer, so erkennt man, wie viel Wolfskehl opfern

mußte, um diese Klangfarben zu erzielen. Seine Syntax bleibt lateinisch wie im Althochdeutschen und ist für uns oft nur mit Mühe lesbar. Vor allem: warum hat der Übersetzer nicht die Reimtechnik der Urtexte beibehalten? Nur ein Beispiel: Das Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert hat Binnenreim, der ihm seinen Stempel aufdrückt. In der Übertragung fehlt er in vielen Versen oder ist ganz unrein geworden. Im Althochdeutschen reimt sich: got auf not, im Neuhochdeutschen aber nicht: Gott und Not. Wie sich „Ludwig“ und „sogleich“ reimen sollen, bleibt mir unverständlich. Vieles wäre zu verbessern. Im ganzen aber bleibt die Ausgabe ein dankenswerter Versuch, dem großen Publikum die Schätze deutscher Vergangenheit zu erschließen.

K. G. Wndr.

E. von Reyserling: Bunte Herzen. Beate und Mareile. (Beide im Verlag S. Fischer, Berlin.)

Der Kritiker, der jeden Tag, unbekümmert um den Kalender, sein Buch lesen muß, feiert auch seine Festtage, an denen er sich in die Bücher vertieft, von denen er bestimmt weiß, daß sie ihm einen großen Genuß bereiten werden. An meinem letzten Feiertag ließ ich mir von E. von Reyserling Schloßgeschichten erzählen. Es gibt sicherlich größere Dichter als diesen Kurländer — obwohl er auch der besten einer ist — aber ich sehe, soweit ich auch blicke, keinen Schriftsteller, der soviel Kultur hat wie er. Man muß seine Seele in Festkleider hüllen, wenn man ihm begegnen will, sonst wird man diesem Manne, den ich mir vorstelle wie ein Bild von van Dyk, nie nahe kommen. Reyserling hat einen großen Konflikt erlebt: den Kampf zwischen den Sinnen und den konventionellen Vorurteilen. Immer wieder gestaltet er ihn, alles, was er uns geschenkt hat, sind letztlich nur voll ausklingende oder in der Mitte schrill abbrechende Variationen des Themas seines ersten großen Romans: „Beate und Mareile“, der soeben in neuer Auflage in der so überaus billigen Fischerschen Bibliothek zeitgenössischer Romane erscheint, auf die

nicht oft und eindringlich genug hingewiesen werden kann. In dieser „Schloßgeschichte“ — Reyserling schreibt immer Schloßgeschichten — steht der junge Baron Günther zwischen seinem Weibe, der kühlen, blassen, im Umgang mit alten Tanten aufgewachsenen Aristokratin Beate und der leidenschaftlich zügellosen „Proletarierin“ Mareile. Und das Blut siedet und zieht den Mann fort von Beate zu Mareile. Das dreieckige Verhältnis in allen möglichen Formen, bald tragisch, bald ironisch beleuchtet, ist die organische Grundlage aller Erlebnisse Reyserlingscher Helden: Kultur und Konvention gegen Natur und Leidenschaft und dazwischen der Held oder die Heldin. Bald wird die Konvention durch eine sinnenkalte Frau, bald durch einen alten verlebten Mann vertreten, bald findet die Leidenschaft in einem jungen Schwärmer, in einem leidenschaftlichen Weibe ihre Verkörperung. In den beiden neuen Novellen des Dichters feiert das alte Thema auf einer bisher noch unerreichten Stufe dichterischer Vollendung seine Auferstehung. Der tragische Ausdruck ist völlig verschwunden, und an seine Stelle tritt ein fein ironisches Lächeln des Mundes. Die Novelle „Bunte Herzen“ ist ein Höhepunkt moderner Novellistik. Sie erzählt von einer jungen Aristokratin, die, fast ein Kind noch, einem jungen polnischen Aristokraten, betört von dessen Phrasen von Freiheit, Vaterland und Tod, in die Welt folgt, aber schon am ersten Abend, angeekelt durch die Unkultur des ihr bisher so fremden Lebens, ins Vaterhaus zurückkehrt. Auch die zweite Novelle „Seine Liebeserfahrung“ zeigt das echt Reyserlingsche Verhältnis, das hier noch seine Ergänzung findet durch einen jungen Edelmann, der zuviel Kultur hatte, um zu der Frau seines Freundes von seiner Liebe zu sprechen, und nun mit diesem der Davongegangenen wehmütig nachschauen kann.

Die Lektüre dieser Werke Reyserlings ist ein Festtag. Sie sind in dem sublimen Stil des Dichters geschrieben, der vielleicht der vornehmste Ausdruck seiner kulturellen Höhe und Zurückgezogenheit ist. Aufmatten,

in Umrissen gezeichneten Landschaften heben sich die lebensprühenden Gestalten ab, und über dem ganzen liegt der echt Fontanesche Hauch des alles Verstehens und alles Verzeihens, den nur Dichter über ihre Werke breiten können, die fähig sind, die Ibsensche Forderung voll und ganz zu erfüllen: Gerichtstag zu halten über sich selbst.

K. G. Wndr.

Norbert Jacques: Funchal. Eine Geschichte der Sehnsucht. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)


Ein neuer Dichter, ein großer, echter Dichter! Einer von den wenigen, die erleben und gestalten können. Manches mag im Aufbau dieses Erstlingswerkes noch verfehlt sein (es zerfällt letztlich in zwei nur äußerlich zusammengehaltene Teile), manches mag einen zu präntziösen Ausdruck gefunden haben (so der Untertitel: Eine Geschichte der Sehnsucht). Aber hier war ein Dichter an der Arbeit, der uns schon beim ersten Anhub ein Werk schenkt, das die Zeiten überdauern wird. Von der Sehnsucht des Menschen nach der unendlichen Ferne, von der Sehnsucht nach dem einen Menschen erzählt dieses Buch. Aus zwei Erlebnissen, die sich in der Grundstimmung finden, ist es herausgewachsen. Dasselbe Gefühl der Sehnsucht läßt den Findling Tho wandern und wandern vorüber an den weißen Bergen hin nach der Stelle, wo der Himmel die Erde

berührt, läßt den Künstler träumen von der unbeschreiblichen Schönheit von Thos Tochter. Tho findet nicht Funchal, das Ziel seiner Wanderung, und resigniert, das habgüchtige Meer erfasst das braune, schöne Mädchen und zieht es hinab und läßt dem Künstler nur den schlanken Bomholmergranit, um daraus das Bild der Geliebten zu formen: süß, betörend, errettend. Aber eines Tages entdeckten es die Buben des Dorfes, halb zertrümmerten sie es durch Steinwürfe, halb hat es der Flugsand schon eingehüllt, und er wird es bald ganz begraben haben: „Wie alle Sehnsucht des Lebens verstümmelt wird, bevor sie in den Schoß der Erde versinkt, daraus sie den Menschen entstanden ist und immer wieder von neuem entsteht.“

Norbert Jacques schreibt seinen eigenen Stil. Etwas Schweres, Erdrückendes liegt in ihm. Die Fülle überraschender Bilder erinnert an Gottfried Keller, an den die Sprache überhaupt gemahnt. Und es scheint mir kein Zufall, daß die Schweiz das zweite Vaterland des Dichters geworden ist: seine Verwandtschaft mit den großen Schweizer Poeten, von Keller bis zu Hesse und Walser ist unverkennbar. Und so send' ich dem verehrten Dichter aus der deutschen Hauptstadt, wo er sich hoffentlich bald wieder einmal zeigt, nach den Ufern des Bodensees meine herzlichsten Grüße.

K. G. Wndr.

An unsere Leser!

 Das Inhaltsverzeichnis für den mit diesem Heft zu Ende gehenden III. Jahrgang der „Berner Rundschau“ wird der nächsten Nummer beigelegt werden.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftleitung: Guido Zeller, an dessen Adresse, Quisenstraße 6 in Bern, alle Zuschriften und Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.